

Für unsere Kinder

Nr. 17 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1910

Inhaltsverzeichnis: Der Eidervogel. Von Henrik Ibsen. (Gedicht.) — Aus dem Reiche der Technik: VII. Kriegswaffen zur See. Von Rich. Woldt. — Hoch unterm Dach. Von Emma Dölg. (Gedicht.) — Aus dem Leben einer Eide. Ein Märchen von Fr. Britschow. — Arno. Von E. Seton Thompson. (Fortf.) — Schneckenlied. Von Viktor Blüthgen. (Gedicht.)

Der Eidervogel.

Von Henrik Ibsen.

Wo der blaugraue Fjord die Küste zersägt,
Der Eidervogel sein Nest aufschlägt.
Er pflückt von der Brust sich den weichen Daun,
Es traulich und warm in den Fels zu baun.
Des Fjordfischers Herz hat für Mitleid nicht
Raum;
Er plündert das Nest bis zum letzten Flaum.
Der Vogel, voll trotziger Lebenslust,
Zerrupft sich von neuem die eigene Brust.
Und aber geplündert, er bettet sich doch
Von neuem sein Nest in ein wohlversteckt Loch.
Doch wenn ihn das Schicksal zum drittenmal
schlug,
So hebt er die blutende Brust zum Flug —
Und flieht aus dem kalten, ungaslichen Land
Gen Süden, gen Süden, nach sonnigern Strand!

○ ○ ○

Aus dem Reiche der Technik.

VII. Kriegswaffen zur See.

Der Mensch verbessert durch die Technik fortgesetzt seine Arbeitsmittel. Er hat sich kunstvoll zusammengesetzte Werkzeuge und Maschinen geschaffen, um mit ihnen jene Arbeitsleistungen zu verrichten, die das heutige Zusammenleben der Menschen notwendig macht.

Aber die Technik befähigt den Menschen, nicht nur Werke der aufbauenden Arbeit, Werke des Friedens auszuführen, sondern die Männer der Technik sind auch unablässig bestrebt, wirksame Zerstörungsmittel, Werke des Krieges,

herzustellen. Auch in der Anwendung vervollkommener Kriegsmittel, Gewehre und Kanonen, Torpedos und Seeminen, ist die Menschheit vorwärtsgeschritten.

Das zeigt sich am furchtbarsten im heutigen Seekrieg. Wenn heute zwei „Kulturovölker“ mit ihren Kriegsflotten aufeinander losgehen, dann wird der Kampf zu einem entsetzlichen, grausamen Morden, wie es in den Seekriegen früherer Zeiten nicht möglich war. Von der technischen Entwicklung der Kriegsmittel zur See will ich heute ein wenig erzählen.

Da ist zunächst die Torpedowaffe. Ihr müßt euch darunter eine Zigarre von etwa sechs bis sieben Meter Länge und einem halben Meter Dicke vorstellen. Oder besser, denkt euch einen Haifisch von dieser Größe. Sein Außenkörper ist aus Bronzeguß hergestellt. Der vordere Teil, der Kopf, dient zur Aufnahme der Sprengladung. Man nimmt dazu Schießbaumwolle. Ich sage euch, diese Schießbaumwolle ist ein ganz gefährlicher Stoff. Würde euch zum Beispiel jemand nur ein Viertelpfund von dieser Schießbaumwolle auf euren Spielplatz hinlegen und sie dann anzünden, so würde die ganze Masse mit einem furchtbaren Knall explodieren.

Nun stellt euch vor, daß dieser Torpedo-Haifisch 90 Kilogramm von der gefährlichen Schießbaumwolle in seinem Kopfe birgt. Ein selbsttätiger Zündermechanismus bringt die ganze Ladung zur Explosion, wenn die Spitze des Geschosses auf die Wand des feindlichen Schiffes aufprallt. Im Bauche des Torpedos ist ein Kessel mit einer kompletten Maschine, einem Antriebsmotor, eingebaut. Dem Kessel wird zusammengepreßte Luft zugeführt. Diese sucht sich auszudehnen und treibt den Motor, der seine Bewegung wiederum auf zwei Flügel-schrauben am Schwanzstück des Torpedos überträgt. Die Flügel-schrauben peitschen mit rasender Geschwindigkeit das Wasser und treiben dadurch das ganze Torpedogeschöß vorwärts.

Vom Boot aus wird die Waffe abgefeuert. Mechanisch stellt sich die Steuerung ein, mechanisch setzt sich der Motor in Bewegung, in einer Tiefe von etwa fünf Meter unter dem Meerespiegel rubert sich das Geschöß durch das Wasser und schlägt, wenn richtig gezielt wurde, ein Loch in die Wand des feindlichen Schiffes.

Zur Abfeuerung der Torpedogeschosse dienen besondere Torpedoboote. Das sind kleine und ansehnliche Fahrzeuge von etwa 40 Meter Länge und 3 Meter Breite. Um möglichst wenig Angriffsflächen für feindliche Geschosse zu bieten, ragen die Boote nur wenig über das Wasser heraus und sind glatt abgedeckt. Die Besatzung besteht aus 12 bis 15 Mann. Mit großer Geschwindigkeit nähert sich ein ganzer Schwarm von Torpedoboote den feindlichen Schiffen. Ein Signal erfolgt, ein Fahnenbeschwenken oder ein Gewehrscuß, im gleichen Augenblick werden die Torpedomassen abgefeuert, und so schnell wie möglich kehren die unheilbringenden Torpedoboote wieder zu den übrigen Schiffen zurück.

Eine besondere Art der Torpedo sind die Unterseeboote. Sie sind noch heimtückischer als die Torpedoboote, weil sie ganz im Wasser untertauchen können. Die Unterseeboote haben einen Innenkörper, den eigentlichen Schiffsraum, in dem sich die Mannschaften aufhalten und die Geschütze, Maschinen und Geräte usw. aufgestellt sind. Um den Innenkörper herum geht ein Hohlraum, der durch regulierbare Ventile mit Wasser gefüllt werden kann.

Das Boot nähert sich dem Feinde und schwimmt auf dem Wasser. Plötzlich ertönt vom Offizier das Kommando zum Tauchen. Die Matrosen springen in den Innenraum hinein, die Luken zum Verdeck werden zugeschlagen, der äußere Hohlraum nimmt Wasser auf, das Boot taucht und kann in einer Tiefe von 50 Meter seinen Kurs verfolgen. Das Torpedogeschoss wird im Wasser abgefeuert, oder es werden Minen gelegt, die das feindliche Schiff zerstören sollen.

Natürlich werden die Torpedogeschosse mit Vorliebe auf die größten Schiffe abgefeuert. Diese Linien- oder Panzerschiffe bilden die schwere Artillerie im Seegefecht. Es sind schwimmende Festungen. Solche Schiffe haben ein unheimliches Aussehen.

Habt ihr schon einmal in einem Handels-hafen vor einem Dampfer gestanden? Denkt euch einen schönen klaren Sommertag. Leise schaukelt sich der Schiffsrumpf auf den Wellen. Der Wind spielt lustig mit der Flagge hoch oben am großen Mast, und die Sonne strahlt hell und freundlich auf das Leben und Treiben, das sich im Hafen entfaltet. Das Schiff erhält seine Ladung. Immer neue Fässer und Kisten werden durch die raffelten Hebezeuge in den Leib des Schiffes versenkt. Und ihr steht davor und träumt da-

von, wie schön es sein müßte, morgen auf diesem Frachtdampfer die Reise mitzumachen, etwa nach China oder Afrika oder nach Australien. Wie fleißig würdet ihr mit Ohr und Auge all die seltsamen Eindrücke einer solchen Reise in euch aufnehmen. Das Schiff lockt euch, mitzufahren, weckt in euch Wandertrieb und Sehnsucht, die Schönheiten der Welt kennen zu lernen.

Ich sage euch, am Kriegshafen kommt ihr auf ganz andere Gedanken. Auch hier spielen die Sonnenstrahlen mit den einzelnen Gegenständen, aber sie beleuchten kein fröhliches Bild. Finster und drohend strecken uns überall die Mordwaffen ihre Rohre entgegen.

Die schwersten Geschütze sind auf hohe Dreh-türme aufgestellt, die Kanonen können hier schnell nach allen Richtungen gewendet werden und sind wegen ihrer erhöhten Lage imstande, ein großes Gefechtsfeld zu bestreichen. Auf dem Schiffe sind außerdem viele Geschütze von den verschiedensten Größen verteilt. Da finden wir Schnellfeuerkanonen, Maschinengewehre, Mitrailleusen (sprich: Mitralljösen) und wie die Norddinger sonst noch alle heißen. Und am ganzen Schiffskörper entlang ziehen sich Reihen kreisrunder Löcher. Ihr braucht nicht nach dem Zwecke dieser Löcher zu fragen, ihr könnt es euch ohne weiteres denken, daß hinter jeder Öffnung ein Kanonenrohr finster und unheilverkündend lauert, um Feuer und Verderben zu speien.

Diese schwimmenden Festungen sind von Jahr zu Jahr vergrößert worden. Je größer sie sind, desto zahlreicher können immer größere Kanonen angewendet werden, desto gefährlicher wird das Schiff für den Feind werden.

Natürlich dienen die Schiffe je nach ihrer Größe verschiedenen Kampfswecken. Die kleineren Schiffe nennt man Kreuzer, es sind Erkundigungs- und Aufklärungsschiffe, die den Feind entdecken sollen. Sie fahren der Flotte voran und dienen den kleinen sinken Torpedoboote als Schutz- und Verteidigungskörper. Die Panzerkanonenboote sind zum Kampfe in nächster Nähe der Küstenwerke bestimmt, und nur die großen Schlachtschiffe bilden den Kern der ganzen Bewegung; sie kommen zuletzt ins Feuer, entfalten aber dann im Gefecht ihre ganze Furchtbarkeit.

Im modernen Seekrieg, wie überhaupt in jedem Kriege, werden aber nicht nur Angriffswaffen angewendet, sondern auch Verteidigungsmittel. Die Landanlagen, besonders die Häfen, müssen geschützt werden. Diesen Zweck

haben die Minen zu erfüllen. Vielleicht stellen die Minen überhaupt die grausamsten Zerstörungswerke dar, die der menschliche Geist erfunden hat.

Entweder werden schwere Grundminen in nicht zu tiefem Wasser auf dem Grunde gelagert oder schwimmende Minen so unter Wasser gehalten, daß an sie größere Schiffe noch anstoßen, die über sie hinwegfahren. Die Minen sind birnenförmige Gefäße und mit einem leicht entzündbaren Sprengmittel geladen, meist mit Schießbaumwolle; die Entzündung wird bei dem Anstoß des Schiffes an die Mine rein mechanisch ausgelöst.

Dann gibt es noch sogenannte Beobachtungsminen. Draußen im Hafen ist eine ganze Reihe von Minen in das Wasser versenkt worden und durch einen elektrischen Leitungsdraht miteinander verbunden. Im Kommandanturgebäude der Hafenseftung aber ist eine Beobachtungsstation eingerichtet. Durch eine sogenannte Camera obscura spiegelt sich auf einer großen blinden Glasscheibe das ganze Hafensbild wider. Die einzelnen Minen sind auf dieser Bildfläche genau eingezeichnet. Sieht der Beobachter, daß sich das Bild eines feindlichen Schiffes über eine dieser Beobachtungsminen schiebt, so wird durch den Verbindungsdraht der Mine elektrischer Strom geschickt und die Mine explodiert, über der sich das Schiff befindet. Ein leichter Druck auf den Hebelarm des elektrischen Schaltapparates, und draußen auf hoher See entlabet sich im nächsten Moment die mörderische Seemine, um ein schönes, stolzes Schiff zum Sinken und Tausenden von Menschen den Tod zu bringen. Haben die Erfolge der Technik uns nicht geradezu teuflische Zerstörungsmittel gebracht?

Die Technik schafft fortwährend Neuerungen. Ein neues Zerstörungsmittel fordert eine stärkere Verteidigungswaffe, die Überlegenheit in der Verteidigung zwingt wiederum zum Ausbau noch stärkerer Angriffsmittel. Was heute mit großen Kosten hergestellt worden ist, gilt im nächsten Jahre als veraltet und überwunden. So besteht denn auch betreffs der Waffen zur See der technische Fortschritt in einem technischen Wettkampf. Der Kriegstechniker hat für den modernen Seekrieg immer mehr vervollkommnete Angriffswaffen und Verteidigungsmittel ausgeklügelt. Zwischen den einzelnen Völkern findet ein Wettstreit statt, jede Nation sucht die andere in der Größe ihrer Schiffe und der Gewalt ihrer Kanonen zu überbieten.

Ob dieses wahnsinnige Streben nach immer größerer Ausbildung der Zerstörungsmittel einmal ein Ende finden wird? Gewiß. In einer anderen Zeit, in der die Menschen einmal lernen, ihr technisches Können ausschließlich in den Dienst wirklicher Kulturarbeit zu stellen, in welcher der technische Fortschritt nur dem allgemeinen Wohl der Menschen dienen soll, werden auch die jetzigen Kriegsmittel zu Lande und zu Wasser überflüssig sein. An der Erfüllung dieser neuen Zeit mitzuarbeiten, ist die Pflicht eines jeden denkenden Menschen, wird auch eure Pflicht, wenn ihr groß geworden seid und eure Umgebung in allen ihren Zusammenhängen erkannt und verstanden habt.

Richard Woldt.

○○○

Hoch unterm Dach.

Von Emma Bölg.

Hoch unterm Dach, wo die Armut wohnt,
Da möchte die Sonne gern bleiben.
Wenn unten schon graue Dämmerung thront,
Blickt sie dort noch hell durch die Scheiben.
Mit goldiger Glut, mit feurigem Brand
Küßt sie der Armut schwielige Hand
Hoch unterm Dach.

Hoch unterm Dach, wo die Sorge schaut
Auf jeden Bissen im Munde;
Wo alles schon schafft, wenn der Morgen graut,
Bis spät zur Mitternachtsstunde;
Wo Tag und Nacht die Maschine faust,
Und dennoch Mangel und Sorge haust
Hoch unterm Dach.

Hoch unterm Dach, wo die Welt sich weit
Ueberm Dächergewirr scheint zu heben,
Da kämpfet die junge Kraft unsrer Zeit
Ihren Streit um Freiheit und Leben.
Und ob die Gewalt, ob das Unrecht ihr droht:
Sie hat die Sonne, das Morgenrot
Hoch unterm Dach.

○○○

Aus dem Leben einer Eiche.

Ein Märchen von Fr. Prieschow.

In einem hübschen Garten draußen vor der Stadt stand eine kräftige Eiche mit einem starken Stamm, schönen knorrigen Ästen und einem dichten Blätterdach. Sie hatte gute Kameraden. Nahe bei ihr stand ein Kirschbaum, kraftvoll und starkästig, etwas weiter davon ein Birnbaum und ihr zur Seite wuchs

eine andere Eiche. Dieser ist nichts von Bedeutung widerfahren, darum läßt sich auch nichts von ihr erzählen. Rings um den vier Bäumen standen mehrere schlanke Kiefern, einige kleine Obstbäume, eine wunderschöne große Linde und viele herrliche Rosenstöcke, und im saftiggrünen Grase blühten unzählige freundliche bunte Blumen.

Luftig war es im Garten! Die schönsten Schmetterlinge trieben ihre Gaudellünste in der Luft, fleißige Bienen summten umher und sammelten Honig für den langen Winter. Allerlei Käfer brummten herum oder tummelten sich auf Blumen und Blättern und am Boden zwischen Steinen und Gräsern. Flinke Ameisen arbeiteten emsig und wollten nimmer rasten und ruhen. Zu dem fröhlichen Treiben der kleinen Gäste, die Bäume, Sträucher und Blumen besuchten, paßte das lustige Zwitschern und Singen der gefiederten Sänger. Da waren Amseln, Finken und Meisen, die sich im Singen überboten. Unter sie mischten sich die frechen, vorlauten Späzen, die sich immer zankten. Alle freuten sich des Lebens und sorgten für ihre Kinder.

Die Eiche war der liebste Tummelplatz des gefiederten Volkes. Sie bot den Vögeln alles, was sie hatte, damit sie den Erzählungen der kleinen Sänger lauschen konnte. Besonders gern blieben Herr und Frau Schwarzamsel bei der Eiche, und die Eiche hatte die beiden sehr lieb. Wenn im Frühling die Sonne golden aufging, so sang Herr Schwarzamsel wunderschön von der Wintersnot, von Blütenpracht und Fruchtbarkeit. Die Eiche lauschte seinem Gesang, sie wußte das Leben zu schätzen, mit allem Guten und allem Wechsel, den es bringt.

Nur eins war der Eiche gar nicht recht. Nicht weit vom Garten stand ein langes Gehäube mit einem hohen Schornstein. Wenn es dem Wind einfiel, so mußte die Eiche es sich gefallen lassen, daß dichter schwefeliger Rauch sie ganz einhüllte. Sie zankte dann den Wind tüchtig aus. Der aber fuhr lustig pfeifend durch ihre Äste. Das verdroß die Eiche, und sie schlug mit den Zweigen nach dem losen Gesellen.

Als es der Wind wieder einmal recht toll getrieben hatte, klagte die Eiche der guten Frau Amsel ihr Leid und sagte: „Ihr Vögel habt es gut! Ihr fliegt davon, wenn der garstige Rauch kommt. — Warum machen die Menschen so viel Rauch?“

Der Amselman sang so schön er konnte, um der Eiche den Kummer zu verscheuchen. Frau Amsel aber, die nicht singen konnte, sprach:

„Die Menschen wollen leben,
Sie spinnen und sie weben,
Sie pochen,
Sie kochen;
Sie müssen sich kleiden,
Sie müssen sich nähren;
Du mußt drunter leiden
Und kannst dich nicht wehren.“

Als die Eiche etwas erwidern wollte, kam ein Hündchen mit lautem „Bau-Bau“ in den Garten gesprungen. Erschrocken flogen die Singvögel davon, und die Sperlinge, die sich am Boden gebalgt hatten, flatterten auf die Zweige der Bäume. Die dicke Frau Sperling setzte sich unter das grüne Dach der Eiche und zankte:

„Piep, piep, piep,
Dieser Dieb
Stiehlt die Ruh
Mir immerzu.
Dieser Dieb,
Piep, piep, piep!“

„Was will er denn hier im Garten?“ frug die Eiche. Da machte Frau Sperling eine wichtige Miene und zwitscherte:

„Piep, piep, piep,
Der Ruhe Dieb
Kommt nicht ohne seinen Herrn,
Denn der hat den Kläffer gern.
Und sein Herr ist jetzt gekommen,
Weil den Garten er genommen.“

„Piep, piep, piep,
Mancher Dieb
Wird nun mit der Art getan,
Und es knirscht der Säge Zahn.
Wo die schlanken Bäume stehn
Wird ein großes Haus erstehn.
Fleißig gehn dann die Maschinen.
Denn der Herr will Geld verdienen.“

Die Eiche zitterte vor Schreck, als sie das hörte. Sie hatte das Leben so lieb, und nun sollte sie sterben. Sie klagte es dem Winde, der durch ihre Zweige fuhr. Der Wind aber flüsterete:

„Grünes Kind,
Schweig' geschwind:
Ich bin doch der Wispervind.
Mir ist alles einerlei,
Ich bin überall dabei.“

Die Eiche fühlte sich ganz verlassen. Es gab wohl niemand, der ihr helfen konnte. Tief betrübt schüttelte sie im lauen Sommerregen blanke Tropfen von ihren grünen Zweigen.

Die Kirichen waren längst zu roten Früchten gereift, die Birnen und Äpfel farbten sich, als die Art ihren Einzug in den Garten hielt. Es

zeigte sich, daß Frau Sperling wieder einmal stark übertrieben hatte, wie dies ihre üble Gewohnheit war. Nur einige schlanke Kiefern fielen der Art zum Opfer, und ein paar Obstbäumchen wurden ausgegraben und an eine andere Stelle des Gartens verpflanzt. Wie glücklich war die Eiche! Wie sonnig erschien ihr die Welt. Die Amseln hatten jetzt viel im Kirschbaum zu tun, darum konnten sie die Freude der Eiche nicht teilen.

Es kamen Männer, die den Boden ausgruben, andere die mauerten und zimmerten. Die Mauern des neuen Hauses am Garten wuchsen unter geschickten fleißigen Händen empor. Zimmerleute spannten ein großes Bretterdach über das Haus. Darüber war der Herbst gekommen. Große weiße Vogellampen spendeten in den kurzen, trüben Tagen, als die Natur winterlich ward, früh und spät ihr helles Licht. Als der Frost einbrach, schlief die Eiche ein.

Wie erlankte sie bei ihrem Erwachen vom langen Winterschlaf. Fertig und blank stand das Gebäude da. Kaum daß der Lenz gekommen, hatten es rührige Hände beendet. Langsam gewöhnte sich die Eiche an die neue Umgebung. Das Hündchen sprang nun oft im Garten umher, die kleinen gesiederten Sänger hatten sich mit seinem Gebell abgefunden und ließen sich dadurch nicht mehr stören. Viele schlanke Rosenstöcke wurden in den Garten gepflanzt. Ihre farbigen duftenden Blüten lockten viele bunte Schmetterlinge herbei, die schöne Ringelreihen tanzten und es sich gut schmecken ließen. Das war ein Blühen und Düften, ein Tanzen und Singen im Garten! Der Eiche ward mit der Zeit so wohl wie nie zuvor. Sie reckte ihre Zweige und sog die würzige Luft mit ihren Blättern ein. Größer und dichter wurde ihre Krone. Kleine und große Vögel holten neue eifrige Sänger herbei, die ihre Nester bauten und sich's hier wohl sein ließen.

Ein Mann hegte und pflegte den Garten. Als er eines Tags die gelben Wege säuberte und glättete, sprang ihm das Hündchen entgegen. Der Herr folgte ihm auf dem Fuße. Er sprach mit dem Gärtner, und beide sahen immer wieder zu der Eiche hinüber. Auf dem gelben Sande der Wege balgten sich freche Spähen. Sie ließen sich durch die beiden Männer in ihrem Kampfe und Geschrei nicht stören. Plötzlich flog Frau Sperling auf und geradeswegs zur Eiche hin. Sie zwitscherte recht vergnüglich.

„Was macht dir so viel Spaß?“ frug die Eiche.

Lustig zwitscherte Frau Sperling:

„Zwitschericht,
Dein Gesicht
Wird bald knollig
Und recht drollig.
Dein Gesicht,
Zwitschericht.“

„Was sagst du,“ forschte ängstlich die Eiche. Wieder zwitscherte Frau Sperling voll Schadenfreude:

„Zwitschericht,
Dein Gesicht
Wird gewandelt
Und verhandelt.
Mit der Säge wird's beschnitten,
Magst du betteln, magst du bitten.“

Da durchlief ein heftiges Zittern die Eiche, und im brausenden Winde rauschte sie zornig mit der Krone. Ein Gewitter erhob sich, und während des schaurigen Unwetters tobte die Eiche ihren Zorn aus. Als die feurigen Schlangen nur noch in weiter Ferne am Wolkenhimmel dahinfuhren und der Sturm sich gelegt hatte, schüttelte die Eiche still und stumm schwere, schwere Tropfen von ihren bedrohten Zweigen. Im Garten wurde es wieder lebendig. Viele fröhliche Sänger jubilierten, daß es eine Lust war. Die schönsten Schmetterlinge tanzten Ringelreihen, und viele fleißige Honigsammler tummelten und brummelten herum. Nur die Eiche ließ traurig ihre Zweige hängen. Da kam Herr Schwarzamsel geflogen. Er wollte der Eiche ein Liedchen singen und fand sie so traurig. Um sie heiter zu stimmen, sang er:

„Eiche, hör' auf meine Stimme:
Siehe, wie die Sonnenstrahlen
Auf den bunten Blumen spielen,
Wie die Biennen Honig sammeln,
Wie die Schmetterlinge tanzen,
Wie Ameisen, bunte Käser
Lustig klettern, Vorrat holen,
Wie Grashüpfer lustig springen.
Hör' die Vöglein, wie sie singen.
Sieh die Luft, die dich umgibt.“

Aber die Eiche blieb betrübt. „Ach,“ sagte sie, „mir ist nicht zu helfen; man will mir die Zweige rauben.“

Da erschrak der gute Amselmann aufs höchste. Laut und schrill tönte sein Warnungsruf durch den Garten. Alles Vogelvolk kam herbeigeschossen, und unterm grünen Dache der Eiche beriet es über die Sache hin und her. Es

konnte nicht begreifen, was da in Aussicht stand. „Warum sollten der Eiche die grünen Zweige genommen werden?“ wurde allgemein gefragt. Frau Sperling mußte wieder Bescheid. Sie piepste:

„Piep, piep, piep,
Den Menschen ist's nicht lieb,
Daß die Eiche, dicht belaubt,
Sie des Sonnenscheins beraubt.
Sie brauchen viel der Sonne Licht,
Anders geht die Arbeit nicht.“

„Mußten denn die Menschen das Gebäude so dicht in meiner Nachbarschaft errichten!“ klagte die Eiche. Aber da half alles nichts. Als der Herbst kam, da kamen auch zwei Männer und stiegen auf einer langen Leiter in die Äste der Eiche, die sie — ritisch ritisch — nahe am Stamm absägten.

Die arme Eiche! Mit ihrer Lust zu leben war's vorbei. Dahin waren die schönen grünen Zweige, und wo waren die lieben Vögel, die sich so gern unter ihrem grünen Blätterdach aufhielten? Fort waren sie, und fort blieben sie. Wo sollten sie sich's jetzt gemütlich sein lassen? Nur die Sperlinge tummelten sich auf den verstückelten Ästen. Ihnen klagte die Eiche immer wieder ihr Leid: „Was soll ich noch auf der Welt. Ich sterbe. Nun habe ich keine Blätter zum Atmen mehr. Die Amseln, Finken und Meisen kommen nicht mehr zu mir. Der Wind flüstert nicht mehr in meiner Krone. Ach, ach!“

Als sie eines Tags so klagte, zwitscherte Frau Sperling:

„Zwitschericht,
Klage nicht,
Der Winter bringt dir Ruh,
Deckt alles leise zu.
Es weden frohe Lieder
Dich zum Leben wieder.“

Frau Sperling flog davon. Die Eiche aber dachte, die Geschwähzige habe zuviel versprochen. Der nächste Frühling würde sie nur noch als sterbenden Rest eines früher so schönen Baumes antreffen. Sie würde das Leben rings erwachen sehen, aber selbst keinen Teil daran haben. Die Eiche schloß über diesen schmerzlichen Gedanken ein, dann kam der Winter und deckte alles mit einem weichen weißen Tuche zu. Als er vom Frühling vertrieben wurde, erwachte das Leben wieder. Es war ein Grünen, Blühen und Jubilieren, als ob es zum erstenmal Lenz geworden wäre. Nur die arme Eiche rührte sich nicht. Die Vögel fangen nicht in ihren Zweigen wie sonst zur

Frühlingszeit. Die einzigen Gäste des Baumes blieben die Sperlinge. Als das Blühen kein Ende nehmen wollte, klagte die Eiche der Frau Sperling ihr Leid:

„Siehe, wie alles grünt und blüht. Ich aber stehe kahl und grau da. Und doch möchte ich jetzt nicht sterben! Mir ist, als müßte ich vor Kummer aus meiner Rinde fahren.“

Fröhlich zwitscherte Frau Sperling:

„Zwitschericht,
Sagt ich's nicht?!
Ganz gelinde
Springt die Rinde!
Ich hab' es doch gleich gewußt,
Daß du wieder grünen mußt.“

Frau Sperling tat sehr wichtig damit, daß sie es gewußt hatte, die Eiche werde wieder ausschlagen. Die Eiche aber bemerkte diese Wichtigtuerei gar nicht vor lauter Freude darüber, daß sie neue Zweige bekommen sollte. Neues Hoffen durchströmte sie. Sie sah sich schon in ihrem neuen, prächtigen grünen Kleide. Und sie hörte im voraus alle die Amseln, Finken und Meisen, die wieder zu ihr kommen würden.

Wie freute sich die Eiche! Ach, wenn es doch erst so weit wäre! Sie hatte es sehr eilig. Es dauerte gar nicht lange, da wiegten sich viele kleine schlanke Zweige im lauen Winde. Die Eiche ließ die ersten Blätter recht groß wachsen, auf daß sie damit gut atmen und leben könnte. Bald lehrten ihre gesiederten Freunde zu ihr zurück und sangen ihr die schönsten Lieder. Ein neues, herrliches Leben begann.

Als ein Jahr vergangen war, brachte der neue Frühling der Eiche eine runde grüne Krone, die immer dichter und schöner wurde. Und wenn die Krone nicht wieder abgeschnitten worden ist, so trägt die Eiche sie heute noch.

o o o

Arno.

(Fortsetzung.)

Von E. Seton Thompson.

III.

Das war Arnos erste öffentliche Leistung; aber sehr bald folgten weitere, und in dem alten Taubenschlag kam es mehrmals zu merkwürdigen Szenen, deren Mittelpunkt Arno bildete. Eines Tages fuhr eine Kutsche beim Stallgebäude vor, ein weißhaariger Herr stieg aus, kletterte die staubigen Treppen hinauf und saß den ganzen Morgen mit Billy im Schlage. Durch seine goldene Brille guckte er zuerst auf einen Haufen Papiere, sodann über

die Dächer und harrete und wartete, worauf? Auf Nachrichten von einem kleinen Orte, keine fünfundsiebzig Kilometer entfernt — Nachrichten, die für ihn von der größten Bedeutung waren, die ihn hochbringen oder zerschmettern konnten, und die ihn schneller erreichen sollten, als sie telegraphiert werden konnten, denn ein Telegramm bedeutete an beiden Enden mindestens eine Stunde Verlust. Wie ließen sich jene fünfundsiebzig Kilometer schneller zurückschicken? In jener Zeit war das nur auf eine einzige Weise möglich, nämlich durch Benutzung einer erstklassigen Brieftaube. Erreichte der alte Herr sein Ziel, so kam es ihm auf die Kosten nicht an. Die beste, die allerbeste mußte er um jeden Preis haben, und darum war Arno mit sieben unvergänglichen Diplomen auf seinen Federn der erwählte Bote. Eine Stunde verging, noch eine und eine dritte fing an, als das blaue Meteor mit scharfem Flügelkrauschen wie ein Blitz in den Schlag fuhr. Billy stieß den Schieber vor und fing den Boten. Gleichgültig schnitt er die Schnur durch und reichte das Papier dem Bankier. Totenbleich öffnete es der alte Mann mit zitternden Händen. Dann kam ihm die Farbe wieder. „Gott sei Dank!“ stammelte er und eilte freudig erregt als Herr der Lage in die anberaumte Sitzung. Klein Arno hatte ihn gerettet.

Der Bankier wollte den Glücksboten kaufen, um das edle Tier, dem er so viel verdankte, recht hegen und pflegen zu können; aber davon wollten Billy und sein Herr nichts hören. „Was soll dabei herauskommen?“ sagte der Besitzer. „Sie können doch nicht das Herz einer Brieftaube kaufen. Sie könnten Arno wohl gefangen festhalten, aber weiter nichts; den alten Schlag, wo er aufgewachsen ist, zu vergessen, dazu könnte ihn nichts in der Welt bringen.“ So blieb Arno, wo er ausgebrütet worden war, doch der Bankier vergaß ihn nicht.

Wie in anderen Ländern, gibt es auch in den Vereinigten Staaten hühnerhafte Menschen, die eine fliegende Taube für ein gutes Wild halten, weil sie wahrscheinlich ihr Heim in der Ferne hat, oder weil sie meinen, ihr Vergehen könne ihnen nicht leicht nachgewiesen werden. So mancher edle Flieger, der mit einer Botschaft auf Leben und Tod dahineilt, fiel der Kugel eines solchen Glenden zum Opfer und mußte ihm zum schönsten Gaumenkittel dienen. So fiel Arnos Bruder Arnolf der Kugel zum Opfer. Er konnte drei schöne Ehrendiplome auf seinen Schwungfedern aufweisen

und beförderte gerade einen Eilbrief mit der bringenden Bitte um schleunige ärztliche Hilfe. Als er todwund vor den Füßen des Schützen niederfiel, breitete er seine Flügel aus und gab dabei von seinen siegreichen Laten Kunde. Bei diesem Anblick ergriff den Schützen die Neugier. Den Brief ließ er an den Ort seiner Bestimmung tragen, und den toten Vogel brachte er zu dem Brieftaubenklub, dessen silbernes Fußband er bemerkt hatte, und erklärte, er habe ihn gefunden. Der Eigentümer stellte sich ein, worauf man den Überbringer in scharfes Verhör nahm und schließlich zu dem Geständnis brachte, er habe die Taube selbst geschossen, aber nur seinem armen, kranken Nachbarn zuliebe, der sich nach einer Taubensuppe sehnte.

Tränen mischten sich in den Born des Taubenbesizers. „Mein Vogel, mein schöner Arnolf, zwanzigmal hat er mir die wichtigsten Botschaften gebracht, dreimal Preise gewonnen, zweimal Menschenleben gerettet, und Sie knallen ihn um einer Suppe willen herunter. Ich könnte Sie vor Gericht bringen, aber solche ärmliche Rache ist nicht nach meinem Sinne. Nur das sage ich Ihnen, wenn Sie je wieder einen kranken Nachbarn haben, der sich nach Taubensuppe sehnt, so kommen Sie her, wir wollen Ihnen gern junge Tauben dazu geben, soviel Sie wollen; wenn Sie aber nur eine Spur von Mannhaftigkeit besitzen, so werden Sie nie, nie wieder auf die unvergleichlichen, edlen Dienste gewidmeten Brieftauben schießen oder schießen lassen.“

Während dies vor sich ging, befand sich zufällig der Bankier, dessen Herz so warm für die Brieftauben schlug, im Taubenschlag. Er war ein Mann von Einfluß, dem es gelang, die bekannten Taubenschutzgesetze des Staates New York ins Leben zu rufen.

IV.

Billy war niemals ein Freund der großen Blauen, der Eckfiste, gewesen, und wenn sie auch weiter in den Listen des Brieftaubenklubs geführt wurde, so war doch nach seiner Meinung nicht viel mit ihr los. Auf dem Dampfer hatte sie sich als feig erwiesen, und auf alle Fälle war sie zänkisch und unverträglich.

Als Billy eines Morgens hereinkam, gab es eine große Rauferei; zwei Tauben, eine große und eine kleine, umklammerten sich und hieben aufeinander ein, daß die Federn flogen und alles voll Staub und Getümmel war. Sobald er die beiden voneinander gebracht

hatte, sah Billy, daß es Arno und die blaue Eckfiste waren. Der Kleine hatte sein möglichstes getan, aber der Gegner, der ihn an Schwere um die Hälfte übertraf, war ihm überlegen.

Bald konnte man auch sehen, worum sie sich gestritten hatten, es war ein hübsches, kleines Brieftaubenfräulein von der reinsten Rasse. Der große blaue Tauber hatte wegen seiner zänkischen Neigungen immer auf schlechtem Fuße mit Arno gestanden, aber erst die Kleine hatte sie Eifersüchtig gemacht und zu tödlichem Kampfe aneinander gebracht. Billy durfte der großen Blauen nicht den Hals umdrehen, er griff aber, soviel er konnte, zugunsten seines Lieblings ein. — — —

Bald darauf fügte Arno seinem Vorbeerkranz zwei neue Blätter hinzu. In acht Minuten trug er eine Botschaft sechzehn Kilometer weit, und er vollendete den Weg von Boston nach New York in vier Stunden. Beständig trieb ihn bei diesen Meisterflügen die übermäßige, leidenschaftliche Heimatliebe vorwärts.

Inzwischen kam die Zeit für das ange setzte Wettfliegen von Chicago nach New York, das heißt fast fünfzehnhundert Kilometer weit, heran. Arno war schon vor sechs Monaten angemeldet und der bestimmte Einsatz für ihn bezahlt worden.

Auf der Bahn wurden die Vögel nach Chicago gebracht und dort in Zwischenräumen nach Maßgabe ihrer Flugfertigkeit, aber in umgekehrter Reihenfolge, losgelassen; Arno war der letzte. Unverzüglich stiegen sie auf. Eine Brieftaube kann, von ihrem Richtungssinn geleitet, in gerader Linie vorwärtsfliegen; kommen ihr aber dabei bekannte Punkte zu Gesicht, so hält sie sich lieber an die ihr schon vertrauten Spuren. Die meisten Wettflieger kannten bereits den Heimweg von den Städten Kolumbus und Buffalo nach New York. Arno war ebenfalls schon von Kolumbus nach New York geflogen, aber auch schon von Detroit; den letzteren Weg zog er vor, und als er den Michigan-See im Rücken hatte, steuerte er stracks auf Detroit zu. So machte er den Vorsprung der anderen weit und gewann eine ganze Reihe von Kilometern. Detroit, Buffalo, Rochester mit ihren bekannten Türmen und Schornsteinen schwebten hinter ihm, und Syracuse war nah. Es war Nachmittag; fast tausend Kilometer hatte er in zwölf Stunden durchgemessen und war zweifellos allen voraus, da überfiel ihn der gewöhnliche Fliegerdurst mit unwiderrstehlicher Macht. Wie er über die Stadt hintrieb, bemerkte er einen Land-

schlag. In ein paar großen Kreisen ließ er sich nieder, folgte den im Schlag einfallenden Tauben und stillte in gierigen Zügen seinen Durst am Wassertrog, wie er es oft getan hatte und wie es jeder Taubenfreund gastfreundschaftlich den fremden Brieftauben gönnt. Zufällig war der Eigentümer zugegen, er bemerkte den kleinen Fremdling und trat leise näher, um ihn genauer betrachten zu können. Eine von seinen Tauben wandte sich gerade gegen Arno und machte diesem den Platz streitig, und Arno, der sich seitlich gegen die Reibische stellte und dabei nach Taubenart den einen Flügel entfaltete, enthüllte dabei das lange Verzeichnis seiner Ruhmestaten. Der Mann war ein leidenschaftlicher Taubenzüchter, sein Interesse war erregt, er zog an der Schieber schnur, die Flugöffnung schloß sich, und Arno war gefangen. (Fortsetzung folgt.)

o o o

Schneckenlied.

Von Viktor Blüchgen.

Schneck, Schneck, Mäuschen,
kriech vor aus deinem Häuschen!
Hier steht ein kleiner Käserherr
und fragt, wie teu'r die Miete wär?

Schneck, Schneck, Schlecker,
schmeckt dir der Klee noch lecker?
Hier ist ein bißchen Krautsalat,
komm aus dem Loch und friß dich satt!

Schneck, Schneck, Schneider —
du hast ja keine Kleider!
Geh mit, wir fahren nach Berlin,
da kauf ich dir was anzuziehn.

Schneck, Schneck, Tröpfchen,
was hast du da für Knöpfchen?
Was hast du da für Körnerchen?
Auf deinen vier fünf Hörnerchen?

Schneck, Schneck, Liebchen,
kriech wieder in dein Stübchen
und such dir dort dein Schlüßlein,
es kann ja jeder Dieb hinein!

Verantwortlich für die Redaktion:
Franz Clara Bettmann (Humboldt), Wilhelmshöhe,
Post-Begehrloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.